

Harmonisch

Die Berliner Jazzszene freut sich auf die Alte Münze

Noch steht nicht viel mehr als ein Nutzungskonzept. Doch nach drei Jahren mühsamer Gespräche hat die Berliner Jazzszene einen Sieg davongetragen, der ihrer ganzen stilistischen Breite gerecht zu werden verspricht. Die Ankündigung des Berliner Senats, in Haus 4 der Alten Münze ein Zentrum für Jazz und improvisierte Musik einzurichten, folgt einer Präsentation im Kulturausschuss, die schon im vergangenen Oktober Pläne für den gesamten Standort vorstellte. Die Ergebnisse lassen sich unter www.berlin.de/alte-muenze/downloads abrufen.

Die Idee eines House of Jazz geht zurück auf den Trompeter Till Brönner, der mit Geldern des BKM auch eine Machbarkeitsstudie erstellen ließ. Daraufhin regte sich in den Kreisen der IG Jazz Berlin und der Deutschen Jazzunion Widerstand, der auf die Befürchtung zurückging, Brönner verfolge eine allzu traditionale Ausrichtung. Im Februar 2017 veröffentlichte die IG Jazz unter dem Titel „Ein Haus für die Musik des 21. Jahrhunderts“ ein Gegenpapier.

Nun haben die IG Jazz, die Jazzunion und Till Brönner zu einem Konsens gefunden, der die Alte Münze als „Ankerinstitution“ des deutschen Jazz lebendig werden lassen will – unter anderem mit einem am französischen Orchestre National de Jazz orientierten Großensemble, das die klassischen Bigband-Formate hinter sich lässt. Brönner erklärte, er freue sich, dass der Kultursenat sein „Herzensprojekt“ unterstütze und der „Grundstein für eine Institution von internationaler Strahlkraft nun auch offiziell gelegt“ sei. Die Harfenistin Katrin Pechlof, Geschäftsführerin der IG Jazz Berlin, begrüßte die Pläne als Anerkennung für eine zeitgenössische Kunstform, die in einem solchen Haus „auf die Potentiale der dezentralen Strukturen“ aufbauen könne.

Unmut äußerte nur die Initiative Neue Musik. In einer Pressemitteilung heißt es, der Senat habe „durch eine Vorfestlegung der Musiknutzung der Alten Münze die Chance“ vergeben, „die Alte Münze als Gesamtkomplex zu einem herausgehobenen Standort der Freien Kunst- und Kulturszene Berlins zu entwickeln“. So viele Überschneidungen es zwischen Neuer Musik und der freien Improvisationsszene gibt – die komponierte zeitgenössische Musik braucht wohl doch einen eigenen Ort.

GREGOR DOTZAUER

Mein Werk bin ich

VON CHRISTIANE MEIXNER

Timm Ulrichs macht es niemandem leicht, am wenigsten sich selbst. Seine Kunst ist anspruchsvoll und widerständig: eine fortwährende Provokation, verantwortlich für absurde Momente. 1964 wurde sein Beitrag für eine explizit juryfreie Ausstellung in Berlin aussortiert. Dabei hatte Ulrichs weder „Merda d'artista“ produziert wie Piero Manzoni, der drei Jahre zuvor seine Fäkalien in Dosen abfüllte, noch wollte er sich ausziehen oder vor Publikum malträtiert. Es ging lediglich um ein paar Spiegel – und die Teilnahme als „erstes lebendes Kunstwerk“, eine Exposition des Künstlers in einer Vitrine. Den Zuständigen der Schau unterm Funkturm erschien dies zu radikal. Ulrichs realisierte sein Projekt erst vier Jahre später in einer Galerie; also ausgerechnet dort, wo die meisten vor allem kommerzielle Interessen vermuten. Doch wer kauft schon einen Künstler hinter Glas?

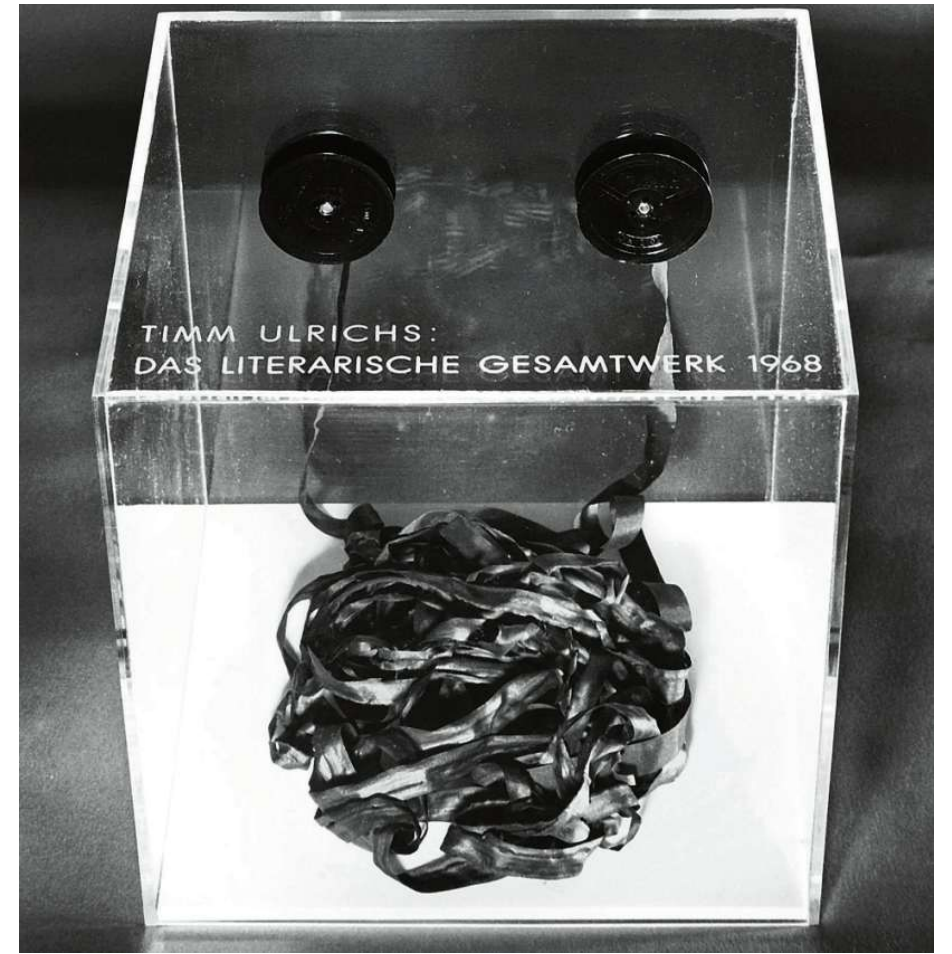
Nun hat es noch einmal sechs Jahrzehnte gebraucht, bis eine Jury entschied: Timm Ulrichs, der im März seinen 80. Geburtstag feiert, verdient den Käthe-Kollwitz-Preis für sein Lebenswerk. Am heutigen Donnerstagabend wird ihm die Auszeichnung in der Akademie der Künste überreicht, die Laudatio hält Peter Weibel, zu den Juroren zählten unter anderem Kurator Wulf Herzogenrath und der Künstler Gregor Schneider.

In der begleitenden Ausstellung bekommt man ein Bild von jenen Arbeiten, die den Künstler zum enfant terrible eines Betriebs machen, der sich ungenügend vorführen lässt. Dass einer sich selbst zum Werk erklärt und dem Publikum den Spiegel vorhält, wirkt wie ein Reflex auf den latenten Narzissmus der Branche. Ulrichs denkt jedoch komplexer und erkennt allein im Begriff des Bildes enormes interpretatorisches Potenzial. So steht er auf einer Fotografie von 1970 im schwarzen Anzug zwischen zwei auf die Wand gemalten Rechtecken, die weiße Flächen und in kleiner Schrift jeweils das Wort „Bild“ rahmen. Ein Bild ist ein Bild ist die Idee eines Bildes, könnte man sagen. Und Ideen sind Ulrichs' kreativer Schatz.

Vielleicht deutet die Schau in der Akademie der Künste doch mehr an, mit welchem Witz und gleichzeitigem Ernst der Künstler ans Werk geht. Eine Projektion auf der Wand wechselt zwischen den Wor-



Schmerz und Witz. Ulrichs Augenlid-Tätowierung, „The End“ sowie „Das literarische Gesamtwerk 1968, Band I, 1968“.



Fotos: Foto-Hoerner, Wilhelm Hauschild, beide: VG Bild-Kunst, Bonn 2020

ten „Kino“ und „Ikon“, schwarze Bänder alter Aufnahmegeräte präsentieren „Das literarische Gesamtwerk“ (1968), das leider nicht mehr hörbar ist, weil Ulrichs Bandsalat aus den Aufzeichnungen gemacht hat. Andere Arbeiten dokumentieren seine Beschäftigung mit Kunst und Sprache. „The End“ steht etwa auf seinem Augenlid, von dem es eine schwarz-weiße Fotografie gibt – und einen Film zur vorangegangenen Tätowierung (1970/16.5.1981), von der man nicht wissen möchte, wie weh sie Ulrichs getan haben muss. Seitdem wird jedes Mal „Das Ende“ sichtbar, sobald er die Augen schließt.

Man kann das Tattoo als Vanitas-Symbol deuten. Oder es mit einer Performance von 1975 vergleichen, für die er mit dunkler Brille, Stock und gelber Armbinde über die Kölner Kunstmesse

stakste. „Ich kann keine Kunst mehr sehen“ stand auf einem Schild um seinen Hals. Ähnlich mehrdeutig funktioniert „The End“: Mit geschlossenen Augen kann oder muss man nicht mehr sehen, was die Kollegen fabrizieren. Ulrichs, der nicht länger hinschaut, konzentriert sich lieber auf das, was in seinem Kopf abläuft. Totale Konzeptkunst.

Sein Leben ist ein „Totalkunstwerk“, voller Fotos, Videos, Zeichnungen, Performances und Widersprüche. Als Autodidakt hat er über 30 Jahre lang an der Akademie in Münster als Professor gewirkt und parallel dazu ein reiches Werk geschaffen, das ab März in einer zweiten Ausstellung im Haus am Lützowplatz (HAL) zu sehen ist: „Timm Ulrichs: Ich, Gott und die Welt“ wird 100 Tage lang um je eine Arbeit wachsen und am Ende

einen wirklichen Überblick vermitteln. Der Künstler gilt als schwierig und empfindlich, vor allem wenn er seine Ideen in den Arbeiten jüngerer Kollegen wieder auftauchen sieht – was nicht allzu schwierig ist, denn Ulrichs hat sich selten tief in ein Thema gebohrt. Lieber streift er es auf dem Weg zum nächsten Projekt und deckt auf diese Weise seit den sechziger Jahren vieles ab, was andere Künstler dann weiterentwickeln. Ulrichs sorgte auch während der Pressekonferenz für ungläubige Blicke, als er von seinem Unwillen zur Wiederholung sprach. Nicht einmal Schuhe könne er regelmäßig putzen, das viele klassischerweise in den Bereich der „Hausfrau“.

Ulrichs fällt es offenbar nicht schwer, sich unbeliebt zu machen. Dennoch ist die Entscheidung der Jury mit Blick auf

den Avantgardisten und sein radikales Werk vollkommen richtig. Den Käthe-Kollwitz-Preis gibt es bereits seit 1960, und Künstler wie Max Uhlig oder Sabina Grzimek, die aus derselben Generation wie Ulrichs kommen, haben ihn schon in den achtziger Jahren erhalten. Die Zeit war offenbar nicht reif für ein Werk, das den Künstler ins Zentrum rückt; gar nicht so sehr aus Selbstliebe, sondern als Konsequenz eines konzeptuell geprägten Werks. Wenn Denken zur Basis künstlerischer Arbeit wird, ist es nur konsequent, dass Ulrichs den Ursprung seiner Ideen exponiert: sich selbst.

— Akademie der Künste, Hanseatenweg 10, bis 1.3., Di-So 11-19 Uhr. Die Ausstellung im Haus am Lützowplatz eröffnet am 6.3. um 19 Uhr und dauert bis zum 14.6.

ANZEIGE

Exklusive Tagesspiegel-Themenreise:
Bachfest Leipzig – Auf den Spuren von Johann Sebastian Bach

© Panthemediastudio

JOHANN SEBASTIAN BACH

4-tägige Reise mit Konzertbesuchen

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Johann Sebastian Bach gilt als eine der wichtigsten Persönlichkeiten, die den Ruhm der Stadt Leipzig mitbegründeten. Bereits 1904 wurde ihm zu Ehren das Bachfest veranstaltet, welches sich rasch als fester Bestandteil im Musikkalender der Stadt etablierte. Neben dem Besuch vieler Wirkungsstätten Bachs, können Sie sich auf das Eröffnungskonzert in der Thomaskirche sowie auf ein Konzert in der Nikolaikirche freuen.

Tag 1:

- Stadtrundgang Köthen
- Eröffnungskonzert in der Thomaskirche in Leipzig
- gemeinsames Abendessen in einem Brauerei-Lokal

Tag 2:

- Führung Bach-Museum in Leipzig
- thematische Führung „Bach“ durch Leipzig
- Mittagessen im traditionsreichen Auerbachs Keller
- Besuch im Mendelssohn-Haus, inkl. kleinem privaten Konzert
- Abendessen und anschl. Konzert in der Nikolaikirche

Tag 3:

- Besuch im Bachhaus in Eisenach, inkl. Barockkonzert
- Weiterfahrt nach Arnstadt mit vielen Originalschauplätzen,
- Rückfahrt nach Leipzig und Abendessen

Tag 4:

- Grassi-Museum für Musikinstrumente in Leipzig
- Rundfahrt durch die Außenbezirke Leipzigs
- Rückfahrt nach Berlin

Reiseleistungen:

- Busfahrt ab/bis Berlin inkl. Reisebegleitung
- 3 UN inkl. Frühstück im 3* Hotel Charly's Leipzig
- Eintrittskarte Eröffnungskonzert Bachfest, PK 2
- Eintrittskarte Konzert Nikolaikirche Leipzig, PK 2
- 3 x Abendessen und 3 x Mittagsimbiss
- Stadt- und/oder Museumsführung zum Thema Bach in Köthen, Leipzig, Eisenach, Arnstadt
- Eintritte & Führungen im Bach- und Grassi-Museum, Mendelssohn-Haus und Bachhaus
- Privatkonzert Mendelssohn-Haus
- kleines Konzert im Bachhaus Eisenach

Reisetermin 2020:
 11. – 14. Juni

Für Abonnenten
nur 989 € p.P. im DZ (EZ-Zuschlag: 146 €)
 Nicht-Abonnenten zahlen 1.039 € p.P. im DZ

REISEN TAGESSPIEGEL

Persönliche Beratung und Buchung: (030) 29 02 11 63 24
 oder tagesspiegel@compact-tours.com

Veranstalter im Sinne des Gesetzes ist compact tours incentives und incoming GmbH, Dirckenstraße 40, 10178 Berlin. Änderungen vorbehalten. Es gelten die AGB des Veranstalters.

Lehrjahre eines Killers

Anthony Horowitz erzählt in „Ewig und ein Tag“, wie James Bond zu 007 wurde

Sein Auftrag ist schwieriger geworden. Nicht nur der des jungen James Bond. Der soll sich, gerade frisch zu 007 befördert, weil der ehemalige Träger der Nummer tot in der französischen Riviera treibt, nicht mehr als williger Vollstrecker, sondern auch als Ermittler beweisen.

Schwieriger gestaltete sich vor allem die Mission des Schriftstellers Anthony Horowitz, als er sich mit seinem jüngst auf Deutsch erschienenen Roman „Ewig und ein Tag“ ein zweites Mal darangemacht hat, Ian Flemings 007-Mythos fortzuschreiben. 2015 gab Horowitz mit „Trigger Mortis“ seinen Einstand, seitdem ist einiges passiert in der Welt, also der echten. Stichwort: Brexit. Stichwort: #MeToo.

Was also tun mit James Bond, diesem nicht selten zynischen, (selbst)zerstörerischen, berechnenden Raubtier, jenem „abgestumpften Werkzeug“ oder auch „Monster“, wie Ian Fleming selbst seine Schöpfung mitunter bezeichnete? Einsargen, wie manche Kritiker des im April erwarteten Films „No Time to Die“ fordern, weil sie nicht verstehen, was ein Antiheld ist? Anthony Horowitz, seit Kindertagen beknender Fan der Fleming-Reihe, denkt nicht daran. Alles ignorieren? Eine Weile sieht es in seiner Bond-Genesis so aus.

Nach seiner Beförderung bezieht Bond erst mal ein neues Büro und taxiert die Kurven der Sekretärinnen, die ihm den Kaffee kochen. Wir schreiben das Jahr 1950. Als dann jettet er in den Süden, trinkt, zockt im Casino, bedrängt verdächtige Frauen, verprügelt, wird verprügelt, stolpert von einer Falle in die nächste ... Horowitz hat Ian Flemings bitteren Ton gut studiert, der sich in der deutschen Übersetzung manchmal banaler liest, als er eigentlich ist.

Dass die Dinge anders laufen, ahnt man nach dem ersten Drittel, als Bond von seinem Gegenspieler zusammengeschlagen und zurechtgestutzt wird: „Sie bemerken einfach nicht, dass Sie immer unwichtiger werden, und ohne Ihre geografische Lage und Ihre Freundschaft ... Ihre Verbindung mit Europa wären Sie bereits vollkommen in der Versenkung verschwunden.“ Bond widerspricht nicht.

Der große Knall erfolgt wenig später, als 007 die unvermeidliche Femme fatale in der Geschichte packt und ungefragt küsst. Statt dahinzuschmelzen, schleudert die ihm eiskalt ein „Du wirst mich ohne meine Erlaubnis nie wieder berühren“ entgegen, um später, da hat er ihren Segen, hinterherzuschleichen, er habe als Liebhaber noch so einiges zu lernen.

Schmunzelnd erinnert man sich an die Worte von George Lazenby in seinem ersten Film-Einsatz als James Bond nach Sean Connery: „Das wäre dem anderen nie passiert ...“

Der Rest von „Ewig und ein Tag“ ist Verfolgungsjagd, Größenwahn, Explosion und reichlich Dienst am Fan. Anthony Horowitz erzählt, wie James Bond an seinen Morland-Tabak kam, an das berühmte Zigaretten-Etui, was es mit den geschüttelten Martinis auf sich hat.

Das Finale kommt dann relativ vorhersehbar daher, aber auch da steht Horowitz treu in der Tradition Flemings. Dieser brillierte stets in der Exploration (wer das nicht glauben mag, lese mal die ersten Kapitel von „Feuerball“, in denen er den Alltag und die Klientel einer Wellness-Klinik aufs Humorvollste auseinandernimmt), um dann am Ende die Dinge oft recht hurtig zusammenzuschüßeln. Horowitz übersieht im Finale sogar eine Überwachungskamera ...

Sicher, der englische Vielschreiber hat in seiner Karriere originellere Bücher abgeliefert. Trotzdem sei dieser Bond-Roman jedem zur Lektüre geraten, der im April ins Kino gehen will. Weil Horowitz das verzerrte, weil viel zu positive Bild zurechtrückt, das besonders die Filme der Roger-Moore- und Pierce-Brosnan-Ära von der Figur gezeichnet haben.

Man wird Bond nach der Lektüre nicht unbedingt mögen. Aber vielleicht wird man ihn nach dem lang nachhallenden letzten Satz des Romans besser verstehen, dieses makelhafte Wesen, dieses verwundete Raubtier. Vielleicht tut er einem sogar ein bisschen leid. MORITZ HONERT

Der Autor korrigiert das verzerrte, viel zu positive Bond-Bild

— Anthony Horowitz: **Ewig und ein Tag**. Roman. Aus dem Englischen von Stephanie Pannen. Cross Cult Verlag, Ludwigsburg 2019. 336 Seiten, 16,99 €.

Zum Platzen komisch

Monty-Python-Komiker Terry Jones ist gestorben

So ist das, wenn man als Komiker einmal einen Sketch spielt, der allein wegen seines grotesken Ekeffekts für alle Zeiten in den Köpfen hängen bleibt. Dann kommen noch Jahrzehnte später sämtliche Trottel daher und schreiben „zum Platzen komisch“ über deinen Nachruf.

Die Rolle des orgiastischen Fresssacks Mr. Creosote, den ein finales Pfefferminzplätzchen zum Explodieren bringt, ist Terry Jones' Parade-Szene aus der Filmsatire „Der Sinn des Lebens“ von 1983. Dass das sanftmütigste und unauffälligste Mitglied der britischen Anarcho-Komikertruppe Monty Python zugleich auch der Kopf hinter ihren Kinofilmen war, ist weit weniger bekannt.

Zumal Terry Jones in der legendären BBC-Fernsehserie „Monty Python's Flying Circus“, die in den siebziger Jahren den Humor revolutionierte, vorzugsweise die Frauen- und Babyrollen spielte. Mit einer absurd schrillen Fistelstimme, die einem besonders aus „Das Leben des Brian“ für immer in den Ohren gellt. Auch bei dem Klassiker der Jesus-Satiren haben nicht etwa die Rampensäue John Cleese, Eric Idle oder der viel zu früh verstorbene Graham Chapman Regie geführt. Sondern eben der am 1. Februar 1942 geborene Walliser Terry Jones. Desgleichen bei der „Wunderbaren Welt der Schwerkraft“ und den extra bekloppten „Rittern der Kokosnuß“, da allerdings zusammen Terry Gilliam.

Wie die anderen im Oxbridge-Studentenbühnenmilieu geprägten Pythons hat auch Terry Jones nach dem Ende der Truppe fleißig in Film, Fernsehen und Buchbranche zu tun gehabt. Der Historiker und Umweltschützer schrieb Sachbücher über die Kreuzzüge, Geschichtsromane für Kinder und 1997 zusammen mit Douglas Adams den Science-Fiction „Raumschiff Titanic“. 2016, zwei Jahre nach der Wiedervereinigungs-Show der Pythons, wurde Terry Jones Demenz-Erkrankung bekannt, der er nun mit 77 erlegen ist. Ganz sanft, wie die Familie bekannt gab, und gar nicht explosiv. gba